

Lessing, die deutsche Sprache und die Schweiz

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **13 (1929)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419651>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). Druck: E. Flück & Cie., Bern.

An unsere Mitglieder.

Herzlichen Dank den Mitgliedern, die ihren Jahresbeitrag bezahlt, und noch besonders denen, die einen kleineren oder größeren Bogen beigelegt haben. Die Säumigen bitten wir dringend, den Beitrag bald zu schicken (Geschäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Postcheckrechnung VIII. 390, Küsnacht, Zürich). Von der Verwendung unseres Werbeblattes haben wir noch wenig gespürt; wir müssen bitten, uns auch in der Werbetätigkeit zu unterstützen.

Widrige Umstände haben die Herausgabe der *Rundschau* 1928 verzögert; sie wird im Mai erscheinen.

Der Ausschuss.

Lessing, die deutsche Sprache und die Schweiz.

Zum zweihundertsten Geburtstag Lessings (geb. am 22. Jänner 1729) wollen wir uns einer Stelle erinnern, die ein Stück deutscher Sprachgeschichte und immer noch lebendigen Sprachgeschehens beleuchtet, an dem die deutsche Schweiz ziemlich stark beteiligt ist.

Wieland, der seit 1752 in der Schweiz weilte, hatte 1758 einen „Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute“ herausgegeben. Im 9. bis 13. Literaturbrief (1759) macht Lessing einige „Anmerkungen“ über den Inhalt dieser Schrift und fährt dann im 14. Briefe fort: „Und die Sprache des Herrn Wieland? — Er verlernt seine Sprache in der Schweiz. Nicht bloß das Genie derselben und den ihr eigentümlichen Schwung; er muß sogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergessen haben. Denn alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern... Lizenz, visiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalousie, Corruption, Dexterität — und noch hundert solche Worte, die alle nicht das geringste mehr sagen als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Purist ist. Linge, sagt Herr Wieland sogar... Wenn uns Herr Wieland statt jener französischen Wörter so viel gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekte gerettet hätte, er würde Dank verdient haben. Allein es scheint nicht, daß er sich in diesem Felde mit kritischen Augen umgesehen. Das einzige Wort entsprechen habe ich ein- oder zweimal mit Vergnügen bei ihm gebraucht gefunden. Es ist schwer, sagt er einmal, die Lehrer zu finden, die solchen Absichten

entsprechen (respondent). Dieses entsprechen ist jetzt den Schweizern eigen und nichts weniger als ein neugemachtes Wort. Denn Frisch führt bereits eine Stelle aus Kaisersbergers Postille an, wo es heißt: „Die Getät und der Nam sollen einander entsprechen.“ Man muß den neuen schweizerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie jetzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden als ehemals. Gefner und Zimmermann unter andern schreiben ungemein schön und richtig.“

Bei vielen von Wielands Fremdwörtern ist eingetroffen, was Spitteler an den überflüssigen Fremdwörtern beobachtet hat: sie veralten schnell und machen dann den Eindruck der Wunderlichkeit. Disziplin, Eleganz, Korruption sind freilich immer noch gebräuchlich (Disziplin auch immer noch in zwei verschiedenen, einander aber ähnlichen Bedeutungen, was bei einfachen Leuten Verwirrung schafft: für Mannszucht und für Lehrfach). Aber trotz dem reichen Erziehungsschrifttum unserer Zeit wird niemand mehr von Education reden, auch nicht von Moderation, Aemulation oder Dexterität. Würde Wieland heute noch schreiben, daß es der Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute erfordere, „nach einer gewissen Vollkommenheit zu visieren“? Von „Regularität des Gemüts“ und „Politesse der Sitten“ würde er wohl auch nicht mehr reden, so wenig wie von der Application der Mittel, der Rusticität, dem Discernement, den Prolusionen, von servilischen Strafen und scientificischen Abhandlungen. Die Zöglinge wären keine Subjecte und keine Discipel mehr und auch nicht „responsables“ für die Uebertretung der Gesetze. Linge sagt man heute freilich noch, besonders im Gastwirtsgewerbe, aber in der Hausordnung einer solchen Schule wäre doch wohl von der Wäsche der Zöglinge die Rede. Daß Wieland im Kreise der Zürcher (er war ja jahrelang der Gast Bodmers) in diesen Stil hineinkam, begreift man, wenn man in der „Chronik der Gesellschaft der Mahler“ z. B. liest, Addison sei „geschickt, sich dem gout der meisten zu accomodiren“ und es sei wohl auch geschehen, „daß er die plaisirs der Imagination für der discernements seine erhebet“, welchen Fehler man „releviren müsse, um das Gegenteil seiner Meinungen zu persuadiren“.

Lessing ist einer der eifrigsten Sprachreiner gewesen. In diesem einen Punkte unterstützte er den damaligen deutschen Sprachdiktator, den Leipziger Professor Gottsched, in seinem Kampfe gegen die Schweizer. Andererseits wollte gerade Lessing, im Gegensatz zu Gottsched, allen deutschen Mundarten das Recht gewahrt wissen, zum all-

gemeinen deutschen Wortschatz Beiträge zu liefern. Wir sind ganz überrascht, als Beispiel das Wort „entsprechen“ zu finden, das also damals noch als schweizerisches Mundartwort empfunden worden sein muß, heute aber unzweifelhaft der deutschen Schriftsprache angehört. In der Bedeutung „antworten“ war es seit mittelhochdeutscher Zeit allgemein gebräuchlich, auch in der Schweiz; so bei Boner (um 1330): die Krähe schrie, „daß ihr der Wald entsprach“. Dagegen läßt sich die heutige Bedeutung „gemäß sein“ (die alte ist unterdessen verloren gegangen) in der Tat zuerst bei dem Schaffhauser Geiler von Kaisersberg nachweisen, dessen Postille 1521 erschien; als Straßburger Kanzleirechner stand er ja immer noch auf alemannischem Boden. In schweizerischen Predigtsammlungen von 1700 und 1731 ist es, wie aus noch unveröffentlichten Sammlungen unseres Idiotikons hervorgeht, ebenfalls nachzuweisen, und der Basler Aufklärer Johann Jakob Spreng sagt in seinem zwischen 1759 und 1768 erschienenen Idiotikon Nauracum zu diesem Wort: „Die Sachsen (d. h. Gottsched) wollen uns dieses Wort nicht gelten lassen, wissen aber kein anderes ebenso schickliches und ausdrückliches dagegen anzugeben“. Im ehrwürdigen Landhaus „zum obern Schönberg“, dem geistigen Mittelpunkt „Limmatathens“ — damals hat sich ja Zürich diesen stolzen Namen erworben — muß Wieland das Wort kennen gelernt haben; in der Zueignung seiner Uebersetzung der Episteln des Horaz hat er es zum erstenmal literarisch angewandt, dort und im Plan der Academie ist es Lessing angenehm aufgefallen. Nachdem er es in seinen Literaturbriefen so warm empfohlen, kam es rasch in Aufnahme, und in Heynaß' „Handbuch zur Verfertigung von schriftlichen Aufsätzen des gemeinen Lebens“ (1773) wird es geradezu als ein Modewort verpönt, aber in seinem „Antibarbarus“, einem „alphabetischen Verzeichnis von Wörtern, deren man sich in der reinen deutschen Schreibart entweder überhaupt oder doch in gewissen Bedeutungen enthalten muß, nebst Bemerkung einiger, welche mit Unrecht getadelt werden“ (1796/7) ist es empfohlen als Verdeutschung des sonst üblichen „repondieren“ (von frz. répondre). — Bei einem Zürcher Haarschneider sah ich jüngst ein langes Verzeichnis von Zahnpasten angeschlagen und darunter die Bemerkung, die „korrespondierenden“ Zahnpaste seien dort ebenfalls erhältlich! — Wie mit diesem Wort ist es mit vielen andern gegangen, nicht nur mit solchen, wo der schweizerische Ursprung sich örtlich erklären läßt wie bei Gletscher und Föhn; auch Wörter wie Heimweh und anheimeln, anstellig, Machenschaften u. a. stammen aus unserer Mundart, obschon sie gar nicht mehr mundartlich klingen. Das neueste Beispiel ist wohl „Puttsch“, das aus Gottfried Kellers Werken in die deutsche Schriftsprache übergegangen sein dürfte, als Deutschland Anlaß hatte, es zu brauchen. Daß an dieses schweizerische Mundartwort dann griechische Endungen geklebt wurden und Gebilde entstanden wie Puttschismus und Puttschist, daran ist Keller nicht schuld. Auf den Beitrag „entsprechen“ dürfen wir schon ein klein wenig stolz sein; denn er gehört doch einem feineren Geistesleben an als z. B. die vielen Sportausdrücke aus dem Englischen. Allgemein aber ist an diesem Falle wichtig, daß Lessing hier unsern Bodmer unterstützt hat gegen Gottsched, der nichts als gut deutlich gelten lassen wollte, was nicht gut sächsisch war, und Lessings und Bodmers Grundsatz gilt noch heute.

Wenn wir also überflüssige Fremdwörter vermeiden, die Schriftsprache dagegen mit guten Mundartwörtern bereichern, so handeln wir im Sinne Lessings. Natürlich

bedeutet nicht jedes Mundartwort, das wir aus Bequemlichkeit oder aus Unkenntnis des schriftdeutschen Sprachgebrauches verwenden, eine Bereicherung der Schriftsprache. Man wird dieses Geschäft der Bereicherung vor allem den Sprachkünstlern überlassen müssen und dem wirklichen Bedürfnis. — Es handelt sich einzig um den Grundsatz.

Mutter Helvetia im Spital.

Neben dem Bahnhof Bern steht ein ehrwürdiges altes Gebäude, ein Bürgerhospital; die Berner nennen es Spittel. Offenbar wird die Frage einer Verlegung der Anstalt geprüft. Im „Bund“ erklärte nun Herr Prof. Rytz (Botaniker), die Platzfrage wolle er den Berufenen überlassen, er wolle nur darauf hinweisen, daß jenes Gebäude in Bern den Artikel der und nicht das führe, und daß jeder Berner, der etwas auf den Eigenheiten (vielleicht ein Druckfehler statt: auf die Eigenheiten) seiner Vaterstadt halte, der Bürgerhospital sage und wünschen müsse, das Bürgerhospital möge sprachlich verschwinden. — Da es sich um ein Wahrzeichen Berns und damit sozusagen um einen Eigennamen handelt, ist es denkbar, daß das stadtbernerische Heimatgefühl nach dem männlichen Geschlecht des Wortes verlangt, auch in schriftdeutscher Rede, und sich nicht begnügen kann, auf berndeutsch der Spittel zu sagen. In diesem Falle könnte man den Bernern die Freude an dieser Ausnahme lassen; es wäre dann nur Sache der bernischen Volksschule, die Ausnahme als solche zu kennzeichnen, so daß die Schüler es verstehen, warum es in der Zeitung immer heißt, der Berunglückte sei in das Spital verbracht worden.

Zwischen Schriftsprache und Mundart läßt sich nicht immer eine scharfe Grenze ziehen; über das richtige Maß mundartlicher Färbung der Schriftsprache (in der ja trotz allem auch die „Thurgauer Zeitung“ erscheint) kann man manchmal in guten Treuen verschiedener Ansicht sein, und über einzelne Fälle sollte man in aller Ruhe und Mäßigkeit miteinander reden können. Aber auf dieses unglückselige „das“ vor Spital stürzt sich nun der Schriftleiter der „Thurgauer Zeitung“ mit seiner ganzen, offenbar von keiner sprachlichen Sachkenntnis getriebenen Grobheit. Es sei ein „alter Zopf“ (wenn es ihm paßt, sind ihm alte Zöpfe wie Perron und Expropriation althelvetische Heiligtümer!), ein Unfug, es widerspreche dem gefunden Menschenverstand — selbstgefällig setzt er hinzu, seine Zeitung sei fast die einzige, die „der Spital“ sage (und damit beweise, daß sie den gefunden Menschenverstand bewahrt habe!). Von Begründung dieser plumpen Behauptungen keine Spur! Es ist einfach so! Hätte er gesagt: „In der Schweiz sagt man „der Spital“ oder „Wir Schweizer sagen „der Spital“, so hätte man das gelten lassen können in dem Sinne: In der Mundart sprechen wir so; viele Schweizer, die nur die Volksschule besucht haben, und der Schriftleiter der „Thurgauer Zeitung“ schreiben auch so. Aber das Wort Schweizer ist ihm nicht feierlich genug für den Anlaß; aus dem Wortschatz der Schützenfestredner holt er sich den „Eidgenossen“ („Schützt das Haus!“), und damit ja jeder wisse, was er zu tun habe, wenn er nicht in den Geruch des Hochverrats kommen will, verkündet er großartig den Lehrsatz: „Jeder Eidgenosse sagt der Spital“. — Heil dir, Helvetia! Hast noch der Söhne ja, wie sie St. Jakob sah — zwar die sagten noch: Siechenhaus! Zu diesem Wort können wir nicht wohl zurückkehren; denn wir verbinden damit die Vorstellung einer ansteckenden und un-